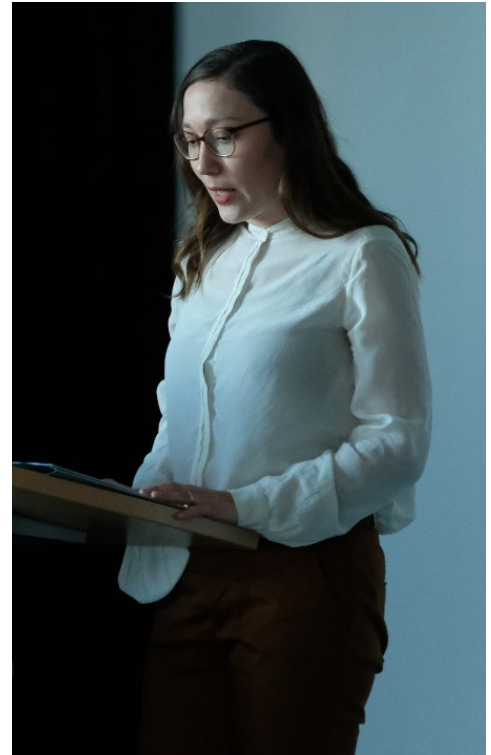


## **Ein Statement zu 60. Jahre Anwerbeabkommen Türkei – Deutschland**

von Dilek Dzeik-Erdogan

60 Jahre Anwerbeabkommen Türkei – Deutschland! Als ich vor einiger Zeit gefragt wurde, ob ich zu diesem besonderen Jubiläum ein Statement abgeben könnte, war es mir eine Ehre, zuzusagen.

Es ist mir eine Ehre als eine der Repräsentantinnen der Generation von sog. Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern und ihren Kindern, zu denen auch meine Großeltern und Eltern gehörten, aufgerufen zu werden. Auf ihre Lebensleistungen blicke ich mit Stolz und Bewunderung. Ohne ihren unermüdlichen Fleiß und ihre Arbeitskraft unter nicht gerade leichten Bedingungen wäre die wirtschaftliche Stabilität Deutschlands heute nicht denkbar. Es sind Menschen, die all die Jahre seit ihrer Ankunft in Deutschland zum Teil ohne nennenswerte Schulbildung und Unterstützung zugleich vor einer Zerreißprobe ihrer eigenen Identitätsfindung und des Ankommens standen. Menschen, die Probleme, Spannungen, Anfeindungen und Konflikte aushielten, um auch ihren Kindern das Ankommen in diesem Land zu ermöglichen.



Gleichzeitig – auch das gebe ich gerne zu – hat es mich umgetrieben, für diese wichtige Veranstaltung ein passendes Thema zu finden.

Die Erfahrung der „Entwurzelung“, des „Fortgehens“, als eine Hälfte des Begriffspaares, unter dem diese Veranstaltung steht, habe ich nie in der Weise selbst erfahren, um mir darüber eine authentische Meinung bilden und sie teilen zu können.

Und wie kann ich das „Ankommen“ bewerten, wenn ihm zum einen eine dauerhafte Prozesshaftigkeit immanent ist, die eine abschließende Bewertung erschwert und sich ein vollständiges Bild erst durch die Einnahme unzähliger Perspektiven eröffnet. Hierzu zwei Beispiele:

Wenn ein in Deutschland geborener Deutsch-Lehrer mit türkischer Zuwanderungsgeschichte, einem ebenfalls hier geborenen Schüler mit türkischen Eltern im Abschlusszeugnis im Fach Deutsch die Schulnote fünf geben muss, sind wir als Kinder und Enkel der ehemaligen „Gastarbeiter“ in Deutschland angekommen?

Wenn eine in Deutschland geborene Richterin entscheiden muss, dass die Klage eines türkischen Staatsangehörigen, der im selben Jahr wie ihre türkischen Eltern in die Bundesrepublik Deutschland zugewandert ist, gegen seine ausländerrechtliche Ausweisung aus Deutschland wegen der Begehung gravierender Straftaten ohne Erfolg bleibt, wie ist die Frage nach dem „Ankommen“ dann zu beantworten?

Dies vorweggeschickt möchte ich Sie eingangs sensibilisieren: Die Bewertung der Fragen des „Fortgehens“ und „Ankommens“ der im Zuge des Anwerbeabkommens 1961 hierhergekommenen „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“ und ihrer Familien ist vielschichtig. Sie ist perspektivabhängig und dynamisch. Sie ist emotionsgeladen, weil es zum Teil völlig verschiedene Menschen, weil es ihr Leben und ihre Geschichten betrifft. Diese Komplexität darf uns nur nicht davon abhalten, über die deutsch-türkische Zuwanderungsgeschichte ins Gespräch

zu kommen, auch wenn das manchmal heißt, dass wir an der einen oder anderen Stelle etwas pauschal oder etwas ungenau werden. Das muss die Diskussion aushalten können und auch ich mache mich davon nicht frei. Gleichzeitig dürfen wir es uns aber nicht zu leicht machen, in dem wir glauben, einfache, allgemeingültige Antworten geben zu können. Aber wir dürfen nicht aufhören zu erzählen, uns auszutauschen und zu diskutieren. Denn jeder Blickwinkel vervollständigt das sich ständig ändernde Bild, auf dessen Grundlage nur wir es als Gesellschaft schaffen können, zukunftsgerichtet ein tragfähiges Miteinander aufzubauen.

Was kann ich also zu dieser Veranstaltung beitragen, was ich kann mit Ihnen teilen? Lassen Sie mich den Versuch wagen, zu skizzieren, wo wir aus meiner ganz persönlichen Erfahrungsperspektive heraus heute in der deutsch-türkischen Zuwanderungsgeschichte stehen, welche Gedanken und Erkenntnisse ich zu möglichen Ursachen bestehender Problemlagen habe, um ihnen verständlich zu machen, wie wir es nach meiner Einschätzung schaffen, diese (endlich) aufzubrechen.

Unser Bundespräsident Frank Walter Steinmeier hat in seiner Rede beim Festakt zur Erinnerung an 60 Jahre Anwerbeabkommen Türkei-Deutschland unter Würdigung der Leistungen der als Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter angeworbenen Menschen den folgenden inklusiven Satz geprägt:

„Ihre Kinder und Enkel bauen an diesem Deutschland weiter. Und wir brauchen sie dabei. Sie sind Handwerker, Künstlerinnen und Musiker, Unternehmerinnen und Impfstoffentwickler, Richterinnen und Staatsanwälte, Abgeordnete, Staatssekretärinnen oder Minister. Sie sind häufig deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Sie sind eben nicht "Menschen mit Migrationshintergrund". Sondern Deutschland ist ein Land mit Migrationshintergrund geworden. Und es ist höchste Zeit, dass wir uns dazu bekennen.“

Auch mich erfüllt es mit unfassbarer Freude, dass seit 1961 stetig mehr bemerkenswerte Lebensbiografien von Menschen mit türkischer Zuwanderungsgeschichte Vorbild sein können für kommende Generationen. Sie alle haben gezeigt, dass es trotz des Labels „Menschen mit Migrationshintergrund“, das sich manchmal wie eine Stigmatisierung anfühlte, möglich ist, einen Platz in der Mitte der deutschen Gesellschaft, ihren staatlichen Einrichtungen und politischen Entscheidungspositionen einzunehmen. Auch erlebe ich selbst, dass wir uns seither in unzähligen freundschaftlichen, fast familiären deutsch-türkischen Begegnungen merklich angenähert haben.

Eine Gesellschaft, in der ein Migrationshintergrund in diesem Sinne nicht mehr personenbezogenes Abgrenzungskriterium ist, sondern eine Gemeinschaft beschreibt, in der das vermeintlich „Deutsche“ und das vermeintlich „Nichtdeutsche“ gemeinsam aufgehen, erlebe ich aber leider nicht. Und ich spreche in diesem Rahmen ganz bewusst nicht von Mordanschlägen an Menschen mit türkischem oder anderem Migrationshintergrund etwa in Solingen, Hanau, Mölln oder im bayrischen Waldkraiburg. Denn ich möchte fest daran glauben, dass es sich hierbei um extremistische Ausnahmetaten von Menschen mit nicht mehrheitsfähigen kranken Gedanken und Motiven handelte; und ich hoffe inständig – auch um der Zukunft meiner Tochter willen –, dass ich nicht eines Tages eingestehen muss, dass ich mich diesbezüglich geirrt habe.

Aber noch immer werden Menschen mit türkischem Namen oder vermeintlich türkischem Aussehen auf dem deutschen Arbeits- und Wohnungsmarkt Diskriminierungen ausgesetzt. Noch immer wird ihnen im gesellschaftlichen Leben und sozialen Umfeld mit Anfeindungen und Vorurteilen begegnet. Oft höre ich, wie diese Umstände heute marginalisiert werden. Es sei doch alles gar nicht mehr so schlimm und man dürfe nicht immer jede Äußerung als (fremden-)feindliche Äußerung auslegen.

Wie soll ich es auslegen, wenn, wie vor ein paar Monaten, mein Mann und ich bei einer Interessenbekundung für ein Grundstück nur 200 m Luftlinie von unserem jetzigen Zuhause entfernt prompt gefragt wurden, ob wir denn auch „deutsch“ seien und weshalb wir nicht in eine Gegend ziehen wollten, in der weniger Menschen mit bodenlangen Mänteln und Kopftüchern rumliefen.

Wie soll ich es auslegen, wenn, wie vor ein paar Wochen, ein älterer Mitbürger, den ich im Rahmen meines kommunalpolitischen Mandats, nicht in seiner Bewerbung für ein Mandat in einem städtischen Beirat unterstützt habe, da er mehrfach durch unsachliche Äußerungen aufgefallen war, in einem presseöffentlichen Brief an den Oberbürgermeister dieser Stadt, sich beschwerte, er müsse sich von einer „Deutsch-Türkin, die noch grün hinter den Ohren sei, nicht beleidigen und diskriminieren lassen“.

Wie soll ich es auslegen, wenn, wie Anfang des Jahres, der Vater einer Freundin aus Kindheitstagen, bei denen ich früher ein und ausging, im Rahmen unseres zufälligen Gesprächs über eine gerade in der medialen Berichterstattung präsente Beziehungstat mich als Tochter eines muslimischen Vaters und als Schwester eines muslimischen Bruders, aufklärte, dass Männer aus muslimisch geprägten Ländern eine genetisch bedingt erhöhte Gewaltbereitschaft aufwiesen.

Diese unterschwelligen Anfeindungen und Ressentiments, die mich persönlich zwar nicht mehr belasten, empfinde ich in ihrer Bestimmtheit und Hartnäckigkeit nicht als marginal. Oft frage ich mich, wie es Menschen gehen muss, denen man einen Migrationshintergrund vermeintlich ansieht. Diese unverhohlenen Äußerungen sind ein Grund, warum es vielen vor allem jungen Menschen schwerfällt, sich zu diesem Land zu bekennen, ihre Zugehörigkeit zu formulieren und für dieses Land einzustehen. Vielen von ihnen fehlt hierzu auch der Anreiz, wenn ihnen in aller Regelmäßigkeit gespiegelt wird, dass sie eben nie genug „integriert“ oder „deutsch“ sein können, egal wie sehr sie sich bemühen. Eine Gesellschaft, die Menschen mit Migrationshintergrund auf eine nie enden wollende „Bewährungsprobe“ stellt, kann keine Gesellschaft mit Migrationshintergrund sein, wie es sich Frank Walter Steinmeier vorstellt.

Zugleich stehen wir heute zum Teil vor einer Generation aus jungen Menschen – nach meiner Wahrnehmung oft jungen Männern – mit Zuwanderungsgeschichte, die sich bewusst und mit Nachdruck von der Gesellschaft, in die sie in Deutschland hineingeboren wurden, abwenden und abgrenzen, indem sie sich einem ihnen näher geglaubten türkischen Nationalismus zuwenden. So machen sie regelmäßig in der Türkei Urlaub, in dem Gefühl „Zuhause“ anzukommen und verwechseln dabei nicht selten das Urlaubsgefühls eines sog. „Almans“ mit der Lebenswirklichkeit und den Problemen der in der Türkei tatsächlich lebenden Menschen. Sie wollen nur für einen türkischen Sportverein Fußball spielen, lassen sich die türkische Flagge tätowieren, aber – neuerdings – nicht impfen, weil sie in den Nachrichtensendungen auf einem der türkischen Fernsehkanäle, die sie fast ausschließlich verfolgen, gehört haben, dass ihnen mit den Impfstoffen in Deutschland Kontrollchips in ihrem Körper implantiert würden. Einige von ihnen sind an dem nach wie vor wenig durchlässigen deutschen Bildungssystem gescheitert, andere haben trotz Schulabschluss keine gesicherte Berufsperspektive. Wiederum andere befinden sich trotz gutem Bildungsweg und festem Job in dieser gefährlichen Blase.

Doch wie kommen diese Aus- und Abgrenzungserfahrungen zustande?

Der Grundstein für diese Fehlentwicklung ist aus meiner Sicht bereits in der praktischen Ausgestaltung und Ausführung des Anwerbeabkommen 1961 gelegt worden. So sahen die deutschen bzw. türkischen Behörden von ihrem Schreibtisch in ihrem nur zweiseitigen

bilateralen Abkommen zunächst vor, die Arbeitnehmerüberlassung der „Gäste“ auf zwei Jahre zu befristen und danach zu „rotieren“. Allein das ist absurd, wenn man bedenkt, was es aus Familien macht, wenn sie für zwei Jahre voneinander getrennt werden und es aus Menschen macht, wenn sie für zwei Jahre aus ihrem gewohnten Leben gerissen werden. Stellen Sie sich das bitte einmal für Ihre eigene Lebenssituation vor. Beide – sowohl „Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter“ als auch die deutsche Bevölkerung – stellten sich gedanklich also auf ein nur vorübergehendes Nebeneinander statt auf ein zukünftiges Miteinander ein. Konsequenz, aber verheerend für das Zusammenwachsen der unterschiedlichen Gesellschaften war auch, dass die angeworbenen Menschen auch wohnlich von der deutschen Bevölkerung segregiert wurden. Eine zukunftsfähige Willkommenskultur und Integrationspolitik erschienen so nicht notwendig und wurden viel zu lange versäumt, selbst lange nachdem unzählige Familien nach dem Anwerbestopp 1973 nachzogen.

Was war die Folge? Die Kumulation dieser völlig fehlgeleiteten Maßnahmen und Grundhaltungen führte primär zu einem unaufgeklärten und ungesteuerten Aufeinanderprallen von zwei unterschiedlichen – der kollektivistischen und der individualistischen – Gesellschaftskulturen und rissen eine große Kluft. Die Unterschiede in Sprache und Religion allein, die in der öffentlichen Debatte oftmals als Hauptintegrationshemmer wahrgenommen werden, verstärkten erst sekundär im Laufe der Zeit den Effekt des nicht gelingen wollenden Zusammenfinden, begründeten ihn aber aus meiner Sicht nicht grundlegend. Das Aufeinandertreffen dieser zwei Gesellschaftskulturen wird aus meiner Sicht bisher in der öffentlichen Debatte nicht differenziert genug betrachtet.

Was unterscheidet diese Gesellschaftskulturen denn nun?

Einen Anhaltspunkt für das Gesellschaftsverständnis gibt dabei der Individualismus-/Kollektivismus-Index nach Geert von Hofstede, der von 0 Punkten (extrem kollektivistisch) bis 100 Punkte (extrem individualistisch) reicht. Deutschland erreicht hierbei einen Wert von 67 während die Türkei bei einem Wert von 37 steht.

Ausprägungen des in der türkischen Gemeinschaft gelebten eher kollektivistischen Gesellschaftsverständnisses, sind, dass die Gesellschaft sich als Werte- und Normengemeinschaft und -instanz versteht. Dabei nimmt das Wohlergehen der Gemeinschaft unter großem individuellem Einsatz für das Gemeinwohl höchste Priorität ein, individuelle Interessen werden untergeordnet. Die Gemeinschaftsmitglieder nehmen an den Schicksalsschlägen und Freudenereignissen ihrer Mitglieder im hohen Maße außenwirksam Anteil. Fehlende Anteilnahme wird als grobe Unhöflichkeit und Respektlosigkeit wahrgenommen. Die Respekterweisung den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern, die ähnlich einem Familienmitglied betrachtet werden, insbesondere aber gegenüber älteren Gesellschaftsmitgliedern sowie die Betonung von Gemeinsamkeiten nimmt eine große Rolle an.

Demgegenüber steht das in Deutschland tendenziell gelebte individualistische Gesellschaftsverständnis, in dem das selbstbestimmte und selbstverantwortliche Individuum und die Idee der Selbstverwirklichung und der Freiheit des Einzelnen im Vordergrund steht. Betont werden die Unterschiede der Menschen und die Abgrenzung zu anderen Individuen. Das Wohl des Individuums und seiner Kernfamilie stehen im Vordergrund.

Aus diesen Unterschieden in der Gesellschaftskultur lässt sich aus meiner Sicht ein zumindest gewichtiger – wenn auch nicht alleinstehender – plausibler Erklärungsansatz ableiten, weshalb wir noch immer eine stark vorhandene Aus- und Abgrenzungskultur in der deutsch-türkischen Zuwanderungsgeschichte beobachten.

Schauen wir durch die individualistische Gesellschaftsbrille auf eine kollektivistisch gelebte Gesellschaftskultur, die auf die Vermeidung von internen Unterschieden gerichtet ist, ist der Weg zu einer Generalisierung aller Gemeinschaftsmitglieder, zu Vorurteilen nicht weit. Wird das Kollektiv stets auf sein „Anderssein“ aufmerksam gemacht, fühlt es sich in nachvollziehbarer Weise ausgegrenzt. Es grenzt sich zugleich aufgrund seines historisch gewachsenen, ausgeprägten Gemeinschaftsgefühls durch eine verstärkte Solidarisierung mit der vertrauten Gemeinschaft vom „Fremden“ ab.

Der Blick aus dem Fenster eines kollektivistischen Mehrfamilienhauses auf das individualistisch ausgerichtete Einfamilienhaus führt zu Unverständnis über den vermeintlichen Egoismus des Gegenübers. Werden in Begegnungen individuelle Interessen über Gemeinschaftsinteressen gesetzt oder aus guter Absicht eine offensive Anteilnahme aus Respekt vor der Privatsphäre des Individuums vermieden, fühlt es sich für Mitglieder der kollektivistischen Gesellschaftskultur befremdlich, gar respektlos an. Gleichzeitig können individualistisch gelebte Gesellschaftskulturen nicht verstehen, weshalb ein Individuum akzeptieren kann, dass die kollektivistische Gemeinschaft ihr Werte und Normen vorgibt und es dadurch vermeintlich in seiner Freiheit einschränkt.

Die aus der Konfrontation der jeweils gelebten Gesellschaftskulturen erwachsenden Reibungsflächen mögen zunächst flüchtig und klein gewesen sein. Das unmoderierte, unaufgeklärte Aufeinandertreffen dieser Gesellschaftskulturen hat über die Jahrzehnte des Zusammenlebens unter einem Dach aber nach meiner Wahrnehmung eine eigene Dynamik entwickelt, die Fronten zum Teil stark verhärtet und eine gewisse Radikalisierung auf beiden Seiten zum Vorschein gebracht.

Reibungsflächen können aber nur dort aufgelöst werden, wo sie auch entstehen, nämlich in Begegnungen. Daher bedarf es viel, viel mehr Begegnungsräume, in denen sich Gemeinsamkeiten zeigen und ein wertfreier Austausch über Unterschiede entwickeln können.

Das setzt auf der einen Seite voraus, dass sich die kollektivistisch geprägte – die zum Teil nicht ohne Grund als „geschlossen“ bezeichnet wird – türkische Gemeinschaft häufiger proaktiv öffnet. Sie muss schon in der Außengestaltung ihrer Veranstaltungen, vorzugsweise kultureller Art, auch für Menschen außerhalb ihrer Gemeinschaft mit einer niedrigschwelligen Geste der Einladung werben. Denn Kultur, in Form von Musik, Literatur oder Kunst verbindet, unterschiedliche Religionen haben hingegen stark trennende Momente. Meine Hoffnung ist, dass die grundsätzliche Gastfreundschaft und Herzlichkeit, die kollektivistischen Gesellschaftskulturen oft immanent ist, es den Eingeladenen ermöglichen kann, sich wertfrei auf die Einladung einzulassen.

Auf der anderen Seite tun individualistisch denkende Gastgeber gut daran, ihre manchmal wie „geschlossene Gesellschaften“ wirkenden Traditionsveranstaltungen, hier will ich Schützen- und Karnevalsfeiern nicht ausnehmen, weniger exklusiv und mehr inklusiv zu gestalten und eine ausdrückliche Willkommenskultur zu etablieren. Es ist mühselig – nicht immer aber oft – auf Veranstaltungen zu gehen, bei denen zugespitzt nur Schweinebratwurst zu Bier, das günstiger als die Apfelschorle ist, serviert wird und dabei ständig in Erklärungsnot zu seinem Ess- und Trinkverhalten zu geraten. Meine Hoffnung ist, dass diese Willkommensgeste von Menschen aus kollektivistischen Gesellschaftskulturen geschätzt wird. Vielleicht erkennen sie sogar, dass das Gemeinschaftsgefühl auf diesen deutschen Brauchtumsveranstaltungen gar nicht so anders ist, als sie es kennen.

Viel zu häufig scheuen wir noch die offensiven Begegnungen. Aber in unseren Köpfen und in unserer Haltung muss ankommen, dass es eben unterschiedliche Möglichkeiten gibt, Gemeinschaft zu leben, ohne in Kategorien wie „richtig oder falsch“ zu denken und, dass sich beide Formen der Gesellschaftskultur nicht ausschließen, sondern durchaus verbinden lassen. Das braucht Zeit und Gelegenheit. Und wir haben aus meiner Sicht schon viel zu viel Zeit verschwendet.

Abschließend: Vor allem an der Frage der eigenen Einordnung zu einer individualistischen Gesellschaftskultur, in die sie hineingeboren wurden oder der kollektivistischen Gesellschaftskultur ihrer Eltern und Großeltern drohen heute aus meiner Sicht auch viele junge Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, zu zerbrechen. Sie verlieren sich in dem scheinbar unauflösbaren Konflikt zwischen Freiheit und Selbstverwirklichung auf der einen und einer im Vordergrund stehenden, Loyalität fordernden, solidarischen Wertegemeinschaft auf der anderen Seite.

Deshalb mein inständiger Appell an unsere türkische Gemeinschaft in Deutschland: Steht euren Kindern nicht im Wege, wenn sie zur Selbstverwirklichung nicht im Elternhaus wohnen bleiben und zur nächstgelegenen Universität pendeln, sondern in die Universitätsstadt ihrer Wahl ziehen wollen. Stoßt sie nicht ab, wenn sie sich in einen „Deutschen“ oder eine „Deutsche“ verlieben und mit ihm oder ihr eine Familie gründen wollen, sondern unterstützt sie und gebt ihnen das Familien- und Gemeinschaftsgefühl, das euch widerfahren ist. Seid ihnen nicht böse, wenn sie es vorziehen mit 100 engen, statt mit 500 entfernt bekannten Gästen ihre Vermählung zu feiern. Ermutigt sie, nicht nur der Gemeinschaft, sondern vor allem sich selbst treu zu bleiben. Gebt ihnen Halt in Eurer Werte- und Normengemeinschaft, seid euch ihres Respekts und ihrer Liebe aber auch dann gewiss, wenn sie eure Normen und Werte nicht immer unhinterfragt übernehmen, sondern sich mit Euch darüber auseinandersetzen wollen.

Mein Appell an die „deutsche“ Gesellschaft: Seid fair zu euren Kindern mit Migrationshintergrund! Ermöglicht ihnen Chancengleichheit im Bildungssystem, auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt und nicht das Gefühl sich noch in 100 Jahren, um Eure Anerkennung „bewerben“ zu müssen, um „deutsch genug“ zu sein. Macht euch bewusst, dass selbst eure eigenen Kindern zum Teil euren Anforderungen ans „Deutschsein“ nicht genügen würden. Seht ihre „Andersartigkeit“ nicht als Bedrohung, sondern als Chance, Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Wenn ihr die Freiheit beansprucht, so leben zu können, wie ihr wollt, dann seid tolerant, wertfrei und nicht bevormundend gegenüber anderen Lebensmodellen, auch wenn sie nicht den euren entsprechen. Selbst wenn das heißt, dass ihr auf öffentlichen Straßen Menschen mit langem Bart oder Mänteln und Kopftuch begegnen müsst.

Ich möchte, dass meine Tochter in einer Gesellschaft mit Migrationshintergrund aufwächst und sie sich in 20 Jahren nicht noch immer als ein Kind mit Migrationshintergrund in dieser Gesellschaft wahrnehmen muss. Und ich glaube daran, dass ein Schlüssel dazu sein wird, so zu leben und leben zu können, wie es sich Nazim Hikmet in seinem bekannten Gedicht „Davet – die Einladung“ gewünscht hat:

Leben, einzeln und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald, das ist unsere Sehnsucht.

Als Individuen in einem solidarischen Kollektiv.

Danke.